

Auto

Die meisten Menschen in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba gehen zu Fuß. Wir nehmen ein Taxi, weil wir uns eine Taxifahrt leisten können. Da steht auch eins am Straßenrand vor dem Hotel, ein klappriges Gefährt, blau-weiß gestrichen und bestimmt 40 Jahre alt. Ein kleiner Fiat, vielleicht Baujahr 1965. Bei uns wäre das ein gut gepflegter Oldtimer, den sein Besitzer nur an Sonntagen aus der Garage holt, aber hier in Addis Abeba ist so eine alte Kiste ganz normal, und es stört auch keinen, wenn die Räder eiern und der Motor spuckt und stottert und die Fahrgäste am Berg womöglich aussteigen und schieben müssen. Fast alle Taxis hier sind europäische Modelle, Ford 17 M, Peugeot 304 oder Fiat 850, aber in Europa hat man sie seit 30, 40 Jahren nicht mehr auf der Straße gesehen.

Der Fahrer lächelt uns an, als er uns kommen sieht. Er weiß: Von Europäern kann er mehr Geld für die Fahrt verlangen als von Einheimischen. Europäer mitzunehmen ist immer ein gutes Geschäft. Taxameter gibt es nämlich in äthiopischen Taxis nicht, der Fahrpreis muss immer vorher ausgehandelt werden. Zwei Fahrgäste kosten mehr als einer. Bergauf ist teurer als bergab. Und eine Holperstrecke mit vielen Schlaglöchern kostet extra. Gut, das wissen wir alles, aber die 60 Birr (so heißt das Geld in Äthiopien), die der Fahrer jetzt verlangt, erscheinen uns doch völlig übertrieben. Also verhandeln wir mit ihm. Unser Angebot: 15 Birr! Der Fahrer wendet sich erschüttert ab. 50 Birr!

Wir lachen – nein, nicht mit uns. Immer noch viel zu teuer.

20 Birr! Der Fahrer stöhnt vor Schmerz auf.

45 Birr! Wir schütteln betrübt die Köpfe –

und einigen uns nach längerem Hin und

Her schließlich auf 30 Birr. Der Fahrer

macht eine Miene, als wäre er jetzt ruiniert,

lächelt aber im nächsten Moment schon wieder,

und die Fahrt kann beginnen.

Die Federung quietscht, die Hinterachse rumpelt, das Lenkrad lässt sich einmal ganz herumdrehen, bevor die Vorderräder reagieren, aber der Wagen fährt. Nicht schneller als 40 Stundenkilometer allerdings. Dafür ist das Armaturenbrett schön dekoriert, mit einem roten Samt-



deckchen und Heiligenbildern und einem Foto seines Sohns. Und wir erklären dem Fahrer, wie er fahren muss. In Addis Abeba gibt es nämlich fast keine Straßennamen, Hausnummern schon gar nicht, man orientiert sich an großen Plätzen oder Kirchen oder bekannten Hotels und dirigiert den Fahrer dahin, wo man hin will: „Hinter der Giorgis-Kirche rechts, und dann noch ein bisschen geradeaus, und dann am großen Kreisverkehr wieder nach links abbiegen.“

Mit den Verkehrsregeln nimmt man es hier nicht so genau. Jeder schlängelt sich durch und quetscht sich in die nächste Lücke, und einer überholt sogar auf dem Bürgersteig. Das letzte Stück unseres Wegs ist schlecht, das Taxi rumpelt, ächzt und knarrt, der Fahrer sagt: „Das kostet 5 Birr extra“, und als wir angekommen sind, drücken wir ihm 40 Birr in die Hand, da ist dann auch das Trinkgeld drin. Der Fahrer wirkt hochbeglückt – und fragt uns, ob er uns in ein paar Stunden wieder abholen darf. 40 Birr, das sind 2,50 Euro – für viele Äthiopier ein Tagesverdienst, und wenn er dieselbe Summe heute noch einmal ... Wir sind einverstanden.

Starke Nerven erforderlich

Will man in Äthiopien über Land fahren, mietet man sich am besten einen Geländewagen. Normale Pkw sieht man auf äthiopischen Landstraßen fast gar nicht. Es sind sowieso nur wenige Autos unterwegs, hin und wieder mal ein Bus mit zugezogenen Gardinen oder ein schnaubender Lastwagen, aber meist kommt einem doch ein Geländewagen entgegen. In jedem Fall ist Vorsicht angebracht! Oft sind nämlich Tiere auf der Fahrbahn unterwegs, große Rinder- oder Ziegenherden, kleine Eselskarawanen, voll beladen mit Brennholz, oder Kamele in langen Reihen hintereinander. Die Hirten versuchen mit Stöcken und Schreien



Bestens ausgestattet, dieses Taxi in Addis Abeba.

ihre Tiere dazu zu bewegen, die Straße freizugeben, was aber längst nicht immer gelingt. Da braucht man als Autofahrer viel Geduld und viel Geschick, weil man manchen störrischen Ochsen vorsichtig umkurven und manchem Esel ausweichen muss, der es sich im letzten Augenblick doch noch anders überlegt hat.

Am Ortseingang der nächsten größeren Stadt sehen wir dann links und rechts die Werkstätten, in denen clevere Automechaniker die alten,



Hilf dir selbst, vor allem bei Pannen! Hier bröseln der Fahrer in den Kühler Tabak, der aufquillt und die undichten Stellen stopft.

klapprigen Kisten wieder zum Laufen bringen. Abgefahrene Autoreifen türmen sich da und Autowracks, die als Ersatzteillager dienen. Aus drei verschrotteten Autos können diese Mechaniker ein neues machen, na ja, ein beinahe neues. Und vielleicht beobachten wir hier auch einen Jungen, der sich sein eigenes Auto gebastelt hat. Ein Spielzeugauto aus Drähten, Kronkorken und Kon-

servendosen, das er an einer Schnur hinter sich herzieht, und die Räder rollen tatsächlich. Wahrscheinlich ist dies das einzige Auto, das er je besitzen wird.

Manchmal sieht man sehr merkwürdige Autounfälle. Da sind auf einer schnurgeraden Straße zwei Autos frontal aufeinander geprallt, vielleicht ein Bus und ein Geländewagen. Die Fahrgäste des Busses sind ausgestiegen und warten, womöglich seit Stunden schon, unter den Bäumen rings um die Unfallstelle – es kann nämlich sehr lange dauern, bis Polizei und Krankenwagen kommen. Aber wie ist das passiert? Die Fahrer müssen einander doch gesehen haben? Des Rätsels Lösung: Die beiden haben gar nichts gesehen, weil sie in der Staubfahne eines anderen Autos für einander unsichtbar waren. Wenn es lange nicht geregnet hat, wirbelt ein Auto so viel Staub auf, dass anderen Autofahrern dahinter die Sicht genommen wird, sie bewegen sich praktisch fast blind in einer dichten Wolke aus gelbem Staub. Da sieht man nicht ein-

mal mehr die Straße, geschweige ein entgegenkommendes Fahrzeug. Wir selbst sollten übrigens in der nächsten Stadt prüfen lassen, ob noch alle Schrauben, die den Motorblock halten, festsitzen. Die rappeln sich auf äthiopischen Straßen nämlich früher oder später los, dann kracht der Motor auf die Vorderachse, und die Fahrt ist zu Ende.

Tiere und Autos – eine äthiopische Geschichte

Wenn sich ein Auto nähert, verhalten sich die Tiere auf der Fahrbahn ganz unterschiedlich. Die Ziegen springen gleich zur Seite und schlagen sich in die Büsche am Straßenrand. Die Esel scheren sich überhaupt nicht um das Auto und laufen seelenruhig mitten auf der Straße weiter. Und die Hunde verfolgen das Auto mit wütendem Gebell. Die Äthiopier haben sich eine witzige Geschichte ausgedacht, um das Verhalten dieser Tiere zu erklären.

Es ist nämlich so: Einmal fuhren eine Ziege, ein Hund und ein Esel mit dem Bus. Die Fahrt kostete 5 Birr, und der Schaffner kam, um den Fahrpreis zu kassieren. „5 Birr“, sagte der Schaffner zum Esel, und der Esel bezahlte brav seine 5 Birr. Der Hund hatte nur einen 10-Birr-Schein dabei. Der Schaffner nahm das Geld, konnte aber nicht gleich herausgeben, versprach dem Hund, ihm die 5 Birr später zu bringen, vergaß es aber dann. Und die Ziege hatte gar kein Geld dabei. Sie versteckte sich unter einem Sitz, blieb auch die ganze Fahrt über unentdeckt und sprang an der Endstation raus, bevor der Schaffner sie packen konnte. Seither glaubt die Ziege, sobald sich ein Auto nähert, dass sie für ihren Betrug bezahlen muss, und macht sich mit ein paar schnellen Sprüngen aus dem Staub. Der Hund läuft wütend bellend hinter jedem Auto her, weil er seine 5 Birr Wechselgeld haben will. Und den Esel lässt jedes Auto kalt, weil er ein gutes Gewissen hat – schließlich hat er seine 5 Birr ja ganz ordentlich bezahlt.

Weshalb aber die Kühe einfach stehen bleiben, wenn ein Auto kommt – dafür haben nicht einmal die Äthiopier eine Erklärung.





Hitze frei

Gibt es hitzefrei in Afrika? Ja. Aber höchst selten. In Afrika kann es sehr heiß werden, in der Sahara zum Beispiel oder in der Danakilwüste zwischen Eritrea, Äthiopien und Djibouti.



Im Schatten ruhen:
Das ist das einzige
Mittel, um die
Mittagshitze einiger-
maßen auszuhalten

Du kannst dir vorstellen – wenn es ab 30 Grad hitzefrei gäbe, hätten die Kinder fast das ganze Jahr über schulfrei. Aber an besonders heißen Tagen, wenn das Thermometer im Lauf des Vormittags auf 45 oder 50 Grad klettert, dann brennt einem die Luft in den Lungen, dann kann man sich beim besten Willen nicht mehr auf seine Rechenaufgaben konzentrieren, und die Lehrer machen um zehn oder elf Uhr Schluss. Allerdings geht der Unterricht dann meist um vier oder fünf Uhr nachmittags weiter, bis abends um sieben. An solchen glutheißen Tagen bleiben übrigens auch die Büros und Amtsstuben geschlossen, weil die großen, alten Ventilatoren

an den Zimmerdecken auch nicht mehr gegen die Hitze ankommen.

Nicht hitzefrei, aber kältefrei gibt es in Russland. Und zwar ab 35 Grad minus. Nur – die Lehrer haben nichts davon. Sie müssen auf jeden Fall zur Schule kommen. Viele Eltern schicken ihre Kinder nämlich trotz Kältefrei in die Schule. Sie kennen ihre Sprösslinge und glauben, dass die in der Schule besser aufgehoben sind als zu Hause, wo niemand ein Auge auf sie hat, weil in den meisten Familien beide Elternteile tagsüber arbeiten. Immerhin findet an solchen Tagen kein normaler Unterricht statt, die Lehrer lassen sich vielmehr etwas Unterhaltsameres einfallen.



Schule



Hungersnot

Eine Hungersnot können wir uns beim besten Willen nicht vorstellen. Eher können wir uns ein Erdbeben oder eine andere Naturkatastrophe mit ihren Folgen ausmalen. Aber eine Hungersnot? Wo bei uns doch selbst für den kleinen Hunger zwischendurch, für ein leichtes Magenknurren bereits tausenderlei Snacks und Schokoriegel angeboten werden. Unser Problem ist eher das Übergewicht, in manchen Ländern Europas ist ja schon ein Drittel der Kinder zu dick.

Aber in Afrika kann die Hungersnot ganz schnell zu einer grausamen Wirklichkeit werden. Es muss nur ein Jahr lang wenig oder gar nicht regnen. Dann stirbt das Vieh, die Ernte auf den Feldern verdorrt unter der sengenden Sonne, die Preise für Lebensmittel steigen in Schwindel erregende Höhen, und dann ist bald einfach nichts mehr da, was man noch essen könnte. So war es 2005 im Niger, einem Land in der afrikanischen Sahelzone. Der Niger besteht zum größten Teil aus Wüste, nur im Süden kann man Landwirtschaft betreiben. Im Herbst 2004 blieb dort der Regen aus, und dann fegte auch noch die schlimmste Heuschreckenplage seit 15 Jahren über das Land. Die Insekten fraßen Äcker und Gärten kahl, mancher Bauer erntete nicht mal ein Hirsekorn, und die Vorräte waren bald aufgebraucht.

Die Kinder sind in einem solchen Fall die Ersten, die sterben. Nach wenigen Tagen schon sehen sie wie kleine Greise aus, mit großen Köpfen auf dünnen Hälsen, hervorquellenden Augen, aufgedunsenen Bäuchen und hervorstechenden Knochen unter der faltigen Haut. Sie sind sogar zu schwach zum Schreien. Ihre Eltern suchen mit letzter Kraft nach Essbarem. Schon im Morgengrauen kriechen sie in Dornbüsche und reißen Blätter von den Zweigen, die erst durch langes Kochen überhaupt essbar werden. Aber es reicht nicht. Die ausgemergelten Körper der Kinder sind zu



Marianna Kanneh aus Sierra Leone ist schon sechs Jahre als, aber durch die schwere Unternährung viel zu klein für ihr Alter. Sie wartet mit ihrer Mutter am Eingang eines Ernährungszentrums in Bo, das Hilfsorganisationen errichtet haben.



Hungersnot

Nach einer Missernte in Somalia gibt es nicht genug zu essen. Diese Frau ist mit ihren beiden Kindern auf dem Weg zu einer Verteilstelle für Nahrungsmittel, in der sie Mais bekommt.



schwach, um sich noch gegen Krankheiten zu wehren. Zehntausende sterben, noch bevor Hilfe eintrifft.

Die Hilfsaktion für die Hungernden im Niger ist ein Wettrennen gegen die Zeit. Hunderte Tonnen Getreide müssen von den Flugplätzen auf Lastwagen in die betroffene Region geschafft werden. Lager müssen eingerichtet werden, mit Krankenstationen und Betten für die Schwächsten. Dahin bringen die Eltern ihre erschöpften Kinder, und die Krankenschwestern dort versuchen, sie mit einer Spezialmilch und vitaminreicher Erdnussbutter wieder aufzupäppeln. Währenddessen wird Getreide an die Erwachsenen ausgeteilt. Und überall, wo Hilfe geleistet wird, sind auch die UNICEF-Mitarbeiter zu finden. So kann vielen in letzter Sekunde geholfen werden. Aber wenn es im folgenden Jahr wieder regnen sollte und der Alltag wieder in die Dörfer einzieht, werden auch viele Kinder nicht mehr da sein. Sie sind Opfer einer Hungersnot geworden, die in Europa unvorstellbar ist, die sich in Afrika aber jederzeit wiederholen kann. Wenn nicht im Niger, dann in irgendeinem anderen Land.



Brunnen, Regen, Sahelzone



Hygiene

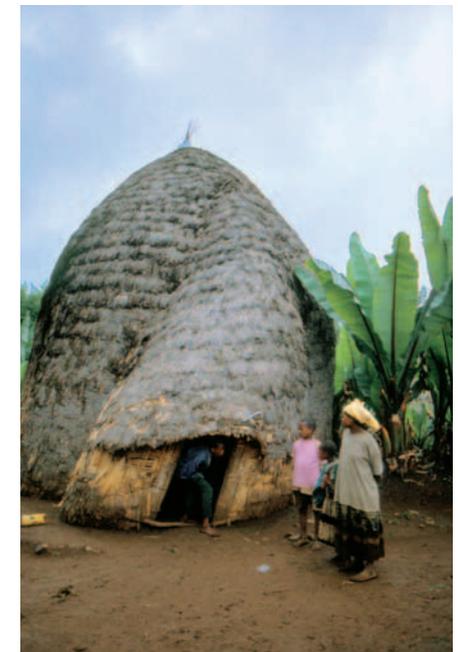
Europäer nehmen es ungeheuer ernst mit der Hygiene. Wir Bewohner der reichen Länder setzen Unmengen von Putzmitteln, Scheuermitteln, Seifen und Wasser ein, damit es überall hygienisch zugeht, vor allem in Küche, Bad und Toilette. Wir versprechen uns davon einen Schutz vor Krankheiten; die Hygiene soll Krankheitserreger von uns fern halten, und das tut sie auch. Aber eine solche Hygiene ist in den armen Ländern gar nicht möglich.



Schauen wir uns nur einmal an, wie das Volk der Dorse in Südäthiopien lebt. Die Dorse bewohnen runde Hütten, die wie große Zipfelmützen aussehen. Die Wände dieser Hütten sind aus Bambusrinde geflochten. Innen gibt es nur einen einzigen, ziemlich dunklen Raum. In der linken Hälfte

te dieses Raums schläft nachts das Vieh, Kühe und Ziegen. In der Mitte ist die Feuerstelle, wo das Essen zubereitet wird. Und in der rechten Hälfte schlafen die Menschen auf Lehm-bänken auf Kuhhäuten. Wenn man jetzt noch bedenkt, wie mühsam es ist, Wasser herbeizuschaffen, kann man sich vorstellen, dass Hygiene für die Dorse keine Rolle spielt. Nicht, dass die Dorse schmutzig wären. Vor jeder Mahlzeit geht jemand mit einer kleinen Kanne herum und gießt den Anwesenden daraus Wasser über die Hände, denn wie überall in Äthiopien wird auch hier mit den Fingern gegessen, und jedem ist klar, dass die sauber sein müssen. Aber der enge Kontakt mit den Tieren und die Notwendigkeit, Wasser zu sparen, machen es unmöglich, im gleichen Maße wie bei uns auf Hygiene zu achten.

In einer Dorsehütte leben Menschen und Tiere gemeinsam.





Schuhputzer

In vielen Städten dieser Welt braucht man sich um den Glanz seines Schuhwerks nicht selbst zu kümmern, weil es überall, auf Straßen und Plätzen, Schuhputzer gibt, die mit artistischem Geschick anderer Leute Schuhe polieren. Mal geht es dabei vornehm zu, dann thronen die Kunden auf erhöhten Sitzen, womöglich unter einem Sonnendach; mal erledigt sich die Sache fast im Vorübergehen, wenn nämlich wandernde Schuhputzer die Arbeit übernehmen, die nichts als einen kleinen Holzkasten mit Schuhcreme und Bürste drin dabei haben. Aber immer und überall ist die Welt der Schuhputzer eine Männerwelt – die Kunden sind Männer, und die Schuhputzer auch. Wobei in Afrika auch viele Jungen darunter sind, manche nicht älter als sechs oder sieben Jahre.

Geld verdienen, damit man später mal studieren kann: Die Mädchen in Jimma halten das für eine gute Idee.



Die Männer in der südäthiopischen Stadt Jimma staunten daher nicht schlecht, als eines Morgens ein Dutzend Mädchen in ihrer Stadt bei drei nagelneuen, blau gestrichenen Schuhputzerständen auf Kundschaft warteten. Und dann stellte sich auch noch heraus, dass diese Mädchen ihr Handwerk tatsächlich verstanden. Eine Sensation war das! Eine Weltneuheit! Und nach getaner Arbeit feilschten sie nicht lange um den Preis, wie es die Jungen gewöhnlich machten, sondern verlangten freundlich lächelnd alle denselben, ziemlich bescheidenen Preis.

Mittlerweile gehören sie in Jimma zum Alltag. Und der Lehrer Ato Asefa ist zufrieden. Er war es nämlich, der die Idee hatte. Er wollte Mädchen aus armen Fa-



milien die Möglichkeit bieten, in ihrer Freizeit etwas Geld zu verdienen, solange sie noch zur Schule gehen. Er fand Spender, die die blauen Schuhputzerstände bezahlten. Er fand Schülerinnen, die sich auf die Konkurrenz mit den Jungen einlassen wollten. Und er bestimmte, dass die Hälfte ihrer Einnahmen auf ein Bankkonto eingezahlt wird. So würde sich mit der Zeit ein ordentliches Guthaben ansammeln, und nach dem Ende ihrer Schulzeit könnten sich die Mädchen damit zum Beispiel ein Studium finanzieren. Anfangs hatte er noch die Befürchtung gehabt, dass die Männer von Jimma etwas gegen weibliche Schuhputzer haben und einen Bogen um die Mädchen machen könnten. Heute weiß er: Diese Sorge war unberechtigt. Das Experiment ist geglückt. Die Welt der Schuhputzer ist keine reine Männerwelt mehr. Zumindest nicht in Jimma.



Kinderarbeit